

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Kiel

Ortsgemeinde – Dienste und Werke – Kirchliche Orte
Kirchliche Sozialformen in theologischer Perspektive
Vortrag vor den Leitungen der Regionalzentren in den Kirchenkreisen
21.9.2011

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

Sie haben mich heute eingeladen, um Ihnen einige Impulse zur Grundsatzfrage Ihrer Arbeit und über diese hinaus zur Grundsatzfrage der Gestalt der Kirche zu geben: Wie sind die Formen kirchlicher Organisation, in denen wir uns normalerweise recht selbstverständlich bewegen, theologisch zu verstehen und zu bewerten? Welchem Kirchenbild folgen diese, explizit oder auch implizit? Und was bedeuten diese Erkenntnisse für die Zukunft der Kirche und ihre künftigen gestalten und Organisationsformen? Sie dürften mit diesen Fragen immer wieder konfrontiert sein in Form von Aufforderungen zur Legitimation der Gestalten von Kirche, in denen und mit denen Sie arbeiten, denn diese grundlegenden Frage danach, wie sich die Kirche eigentlich organisiert und organisieren sollte, wird faktisch immer wieder zugespitzt auf das Gegenüber von Ortsgemeinden und anderen Formen kirchlicher Arbeit, konkret vor allem in Diensten und Werken. Obgleich es in Geschichte und Gegenwart eine Vielfalt von Sozialformen der Kirche gab und gibt, ist faktisch ein Gegenüber von der Sozialform der Ortsgemeinde oder Parochie auf der einen Seite und anderen Formen kirchlicher Organisation auf der anderen zu beobachten – ich fasse diese in der Regel mit dem nicht sehr schönen Begriff der „nichtparochialen Formen“ zusammen, um das Gegenüber begrifflich kenntlich zu machen, aber auch, um das bisher bestehende Defizit einer theologischen Durchdringung und Strukturierung der vielfältigen Formen anzudeuten. Dieses Phänomen ist historisch recht gut zu erklären, muss aber natürlich auch kirchentheoretisch und damit theologisch reflektiert werden, bevor die Frage nach sinnvollen und angemessenen Gestalten kirchlicher Organisation gestellt werden kann.

Folgende Schritte möchte ich – der spontanen Umstellung während der Veranstaltung folgend – jetzt mit Ihnen gehen:

1. Wir werfen zunächst einen kurzen Blick in die Geschichte, um die Entwicklung der heutigen kirchlichen Sozialformen besser zu verstehen
2. Anschließend fragen wir nach den soziologischen und theologischen Begründungen der gegenwärtigen Formen kirchlicher Organisation, konkret der parochialen und der nichtparochialen Gestalten der Kirche.
3. Abschließend stelle ich Ihnen grundlegende theologische Überlegungen zur Stellenwert kirchlicher Sozialformen dar.

Dann wird zunächst Gelegenheit sein, über diesen Teil des Vortrags ins Gespräch zu kommen, Rückfragen zu stellen und zu diskutieren.

Darauf folgt dann ein zweiter, kürzerer Teil des Vortrags, der Ihnen das von mir entwickelte Modell der Kirchlichen Orte vorstellt. Daran anschließend können Sie nach dem Mittagessen in den Gesprächsgruppen kreativ weiterdenken, welche Anregungen Ihnen das Modell für Ihre

Situationen in den Kirchenkreisen bieten kann.

Ich beginne mit

1. Ein Blick in die Geschichte

In dieser Perspektive ist es nicht verwunderlich, sondern erwartbar, dass zu unterschiedlichen Zeiten die Kirche sehr unterschiedliche Organisations-, Handlungs- und Sozialformen gefunden hat. Diese stehen zunächst einmal gleichberechtigt nebeneinander und müssen sich alle vor dem Kriterium der Kommunikation des Evangeliums bewähren. Dies ist vor allem im Gegenüber von Parochie und nichtparochialen Formen kirchlicher Arbeit wichtig, weil gelegentlich immer noch pauschal ein Vorrang der Ortsgemeinde behauptet wird der theologisch nicht gedeckt ist. Frühere Versuche, diese theologische Priorität aus dem neuen Testament abzuleiten, werden auch interessanterweise kaum noch versucht. Denn die Überlieferungen des Neuen Testaments bieten ein so uneinheitliches Bild von Gemeinde, dass daraus keine über den damaligen Kontext hinaus verbindliche Form von Gemeinde zu erkennen ist. Im Gegenteil spiegelt das Neue Testament eine Vielfalt von Versuchen, den christlichen Glauben in sozialen Formen zu leben. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von einer wandernden Lebensform in radikaler Nachfolge Jesu geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden hingegen bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln. Der Epheserbrief wiederum geht von einer universalen Kirche aus. Die Pastoralbriefe betrachten die Kirche in erster Linie als geordnetes Gefüge mit konkreten Lebensordnungen, während der Johanneische Kreis eher die exklusive Gemeinschaft voraussetzt. Der Gedanke einer umfassenden Kirche mit entsprechender Organisation setzt sich erst allmählich durch.

Als sich das Christentum aufgrund seiner Missionserfolge ausbreitete, entstanden vor allem in den Städten Gruppierungen, die einer minderheitlichen Sekte ähnelten. Viele Gemeinden organisierten sich als Hausgemeinschaften, andere nach dem Vorbild von Synagogen, manche aber auch nach dem Vorbild von Philosophenschulen oder Mysterienvereinen. Die Christenheit eines Ortes war also in den ersten beiden Jahrhunderten nicht systematisch und schon gar nicht territorial organisiert. Eine christlich verbindliche Sozialform ist nicht zu beobachten.

Als das Christentum zunächst zur erlaubten (313 n. Chr.) und dann zur alleinberechtigten (380 n. Chr.) Religion im Römischen Reich wurde, war es für die Kirche eine pragmatisch sinnvolle Lösung, sich an den Verwaltungsstrukturen des Römischen Reiches zu orientieren. Im Laufe des 4. und 5. Jahrhunderts wurde das einer Stadt zugehörige und von ihr verwaltete Gebiet nun endgültig prinzipiell dem städtischen Bischof zugewiesen. Im 6. Jahrhundert erhielten die einzelnen Kirchen das Recht zur Taufe, dann kam das Recht zur Predigt und zu den kirchlichen Segenshandlungen hinzu.

Politische und vor allem wirtschaftliche Entwicklungen gaben den Ausschlag, dass in den folgenden Jahrhunderten das parochiale Element gestärkt wurde. Ganz wichtig waren beispielsweise die Stolgebühren und der „Zehnte“, die den Pfarrzwang stark beförderten – es musste eindeutig sein, wer wo Amtshandlungen bezahlte und seinen Zehnten ablieferte. Mit

den Orden gab es jedoch immer auch ein starkes nichtparochiales Element, das in manchen Jahrhunderten in deutlicher Konkurrenz zur Parochie stand.

Die Reformation wirkte sich hinsichtlich der kirchlichen Organisationsstrukturen ambivalent aus. Da es lutherischem Verständnis widerspricht, bestimmte kirchliche Sozialformen als verbindlich zu erklären oder gar theologisch zu sanktionieren, lag eine Orientierung am Vorgefundenen - und damit an der Parochie –nahe. Das entstehende Luthertum verstand die kirchliche Organisation weniger als theologische Frage als im Rahmen irdischer Zweckmäßigkeit. Zudem schätzte Luther die einzelne Gemeinde gegenüber der kirchlichen Institution hoch, da seine reformatorischen Gedanken nicht in der Zentralkirche Roms, wohl aber in einzelnen Gemeinden Gehör fanden. Darüber hinaus verstärkte sich die Bedeutung der Parochie auch durch das Bewusstsein des religiösen und moralischen Umbruchs und die empfundene Notwendigkeit verstärkter Hirten-Tätigkeit, vor allem aber durch die von der Reformation betonte Bedeutung religiöser Bildung des Volkes. Hier bot das territoriale Prinzip gute Einfluss- und Kontrollmöglichkeiten. Dies legte dann wieder einen Parochialzwang nahe, der durch die Möglichkeit zur Kirchenzucht verstärkt wurde. Auch hier diente die Kontrolle über die Gläubigen der Stärkung des parochialen Prinzips.

In der Aufklärung kam dann zunächst das nichtparochiale Element wieder stärker zum Tragen. Die Betonung der Subjektivität des Glaubens und seine Zuordnung zur privaten Sphäre legten es nahe, sich einen den persönlichen Neigungen entsprechenden Prediger zu suchen, statt selbstverständlich in den parochialen Gottesdienst zu gehen. Der Parochialzwang wurde damit faktisch unterlaufen. Diese Tendenz zur subjektiven Wahl und zur Betonung der gewählten Gemeinschaft traf sich mit dem pietistischen Konzept der Konventikel. So nahm insgesamt das personale Element der Gemeindebildung zu. Bestimmte Prediger wurden berühmt, und Menschen kamen in Scharen zu ihnen in den Gottesdienst.

Der wichtigste Faktor für die Entwicklung der kirchlichen Organisation aber waren das Wachsen und die Verschiebung der Bevölkerung im Zusammenhang mit der Industrialisierung. Die großen Städte wuchsen rasch.¹ Neben der Bevölkerungsverschiebung brachte die industrielle Arbeits- und Lebensweise erhebliche Veränderungen im Leben von Menschen mit sich, die die kirchliche Arbeit vor neue Aufgaben stellten. Zunächst reagierte die Kirche strukturell kaum auf die neuen Entwicklungen und versuchte, die in die Städte strömenden Menschen in ihre bisherigen Strukturen einzugliedern. Die Parochialgrenzen umfassten auf diese Weise beispielsweise in Hamburg bis zu 70000 Gemeindeglieder. Die in die Stadt strömende Landbevölkerung fand unter diesen Umständen und aufgrund der bürgerlichen Orientierung der Kirche kaum Anschluss an die kirchliche Organisation. Der Gottesdienstbesuch sank stark – in manchen Gegenden bis auf 1,5% der Gemeindeglieder – ab.

Diese Situation erforderte eine Veränderung kirchlicher Strukturen. Ein erster Versuch, die Situation zu bewältigen, erfolgte mit nichtparochialen Strukturen, nämlich mit der Institution christlich-religiöser Vereine, eine Vorläuferin nicht weniger Dienste und Werke. Unter anderem füllten die Vereine als eine der ersten Institutionen soziale und ethische Lücken, die mit der Industrialisierung entstanden. Nach der Gründung der Bibel- und Missionsgesellschaften und den Vereinen der Inneren Mission bildeten sich die helfenden

¹ Zwischen 1816/19 und 1910 wuchs die Bevölkerung Berlins von 198.000 auf 2.071.000, Hamburgs von 128.000 auf 931.000, Leipzigs von 35.000 auf 679.000, Essens von 4.000 auf 295.000.

Vereine, die sich meist einer bestimmten Bevölkerungsgruppe zuwandten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden dann Vereine mit kirchenpolitischer, sozialpolitischer oder ökumenischer Zweckbestimmung.

Zwischen den Vereinen und dem verfassten Christentum bestand ein gewisser Gegensatz, da letzteres als schwerfällig und für das persönliche Engagement als hinderlich empfunden wurde. Theoretisch verstanden sich die Vereine in der Regel als eine Ergänzung zur Pfarochie und gaben sich mit einer geringeren ekklesiologischen Bedeutung zufrieden. Viele Mitglieder fanden jedoch subjektiv ihre kirchliche Heimat im Verein statt in der Pfarochie, so dass sich faktisch durchaus ein Konkurrenzverhältnis herausbildete.

Nicht nur deshalb wurde von vielen kirchlichen Vertretern immer stärker nach Möglichkeiten gefragt, diese Aufgaben in die parochialen Gemeinden zu integrieren. Dies führte zu einer grundlegenden Reform der Gemeinde am Ende des 19. Jahrhunderts, die die Wurzel der heutigen Gestalt der Ortsgemeinden bildet. Die zentrale Gestalt dafür war Emil Sulze (1832-1914), der bis heute als "Vater" der heutigen Ortsgemeinde bezeichnet wird

Sulze strebte eine "überschaubare Gemeinde" an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Organisatorisch bedeutete dies eine weitere Unterteilung seiner Gemeinde in drei Seelsorgebezirke mit einer Richtzahl von 3000-5000 Menschen pro Bezirk – denn zum einen sollte jedes Mitglied erfasst, gekannt und betreut werden, zum anderen strebte Sulze eine auf persönlicher Kenntnis beruhende Gemeinschaft der Gemeindeglieder untereinander und mit dem Pfarrer an.

Für eine Gemeinde sollte jeweils nur ein Pfarrer zuständig sein. Ihm standen aber von der Gemeinde gewählte Presbyter zur Seite, die für jeweils 200 Personen zuständig sein sollen. Zusätzlich setzte Sulze 'Hausväter' entsprechend der Wohngemeinschaft eines Mehrfamilienhauses ein und auch deren Frauen. Sowohl die Presbyter als auch die Hausväter waren für die seelsorgliche und soziale Betreuung der ihnen zugewiesenen Gemeindeglieder zuständig. Seelsorge und diakonisches Wirken waren damit für Sulze programmatisch eng verknüpft – entsprechend seiner Auffassung eines engen Zusammenhanges von sittlicher Verfehlung und sozialer Not. Kenntnis und Liebe der Gemeindeglieder untereinander sollen daher auch durch gemeinsame Freizeit in der Gemeinde gefördert werden. Religiöse Gehalte kombinierte Sulze mit kulturellen Angeboten und der Gelegenheit zum Austausch von Sorgen und Nöten. Hierfür entstanden die ersten Gemeindehäuser. Im Grunde verstand Sulze die Ortsgemeinde als Verein, für den in seiner Zeit persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv war. Gegenüber der modernen Welt, die Sulze als von Konkurrenz und Disharmonie geprägt wahrnahm, versuchte er auf diesem Wege eine kirchliche Gegenwelt zu etablieren und dies als Aufgabe von Kirche zu bestimmen. Ein wichtiger Leitbegriff dieser Konzeption ist 'Gemeinschaft'. Dieser wird inhaltlich von romantischen Traditionen her gefüllt: Gegenüber der modernen Welt, die von Konkurrenz und Disharmonie geprägt ist, soll Kirche die harmonische Gemeinschaft gewährleisten.

Dagegen erhob sich damals jedoch auch Kritik. So wurde der Gemeinschaftsgedanke grundlegend kritisiert: Sulze verwechsle die im Glauben erlebte Gemeinschaft mit allen Christen mit der Gemeinschaft einer zufällig zusammengesetzten Pfarochie. Die geselligen Abende stoßen nicht auf allgemeine Zustimmung, weil sie den Aufgaben der Kirche nicht entsprechen würden. Eine prägnante (und für die heutigen Fragen nicht uninteressante) Kritik am Konzept der Gemeindebewegung von 1926 lautet: "Kaffee- und Teegesellschaften,

Deklamationen und Gesangsvorträge, Lichtbildervorträge, turnerische Darbietungen, Reigen, Theateraufführungen, und wer weiß, was alles, zu veranstalten, dazu ist die Kirchengemeinde nicht da."² Der Ansatz Sulzes berge die Gefahr, dass das Leben einer Kirchengemeinde nach der Zahl seiner Veranstaltungen beurteilt werde und sich die Aufgaben des Geistlichen immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annäherten, so dass er zum "Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins, der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß"³, werde.

Setzte sich auch die gegenseitige Seelsorge und Betreuung nicht im Sinne Sulzes durch, so wandelten sich die kirchlichen Strukturen auf dem Hintergrund der Gemeindebewegung jedoch in charakteristischer Weise. Der Vereinsgedanke prägte zunehmend das Verständnis von „Gemeinde“. Jetzt entstand das „Gemeindeleben“ im heutigen Sinne des Wortes als eine Kombination von Territorialität und Gemeinschaftsanspruch. Erst jetzt wurde die territoriale Gemeinde ein Ort des geselligen Miteinanders. Gleichzeitig wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Wer sich nicht aktiv am geselligen Gemeindeleben beteiligte, konnte von nun an als defizitär betrachtet werden. Da diese Form der Mitgliedschaft jedoch nicht von allen praktiziert wurde, entstand die bis heute bestehende Spannung von „Kerngemeinde“ und formaler Mitgliedschaft. Kirche machte mit dieser Gemeindegemeinschaft eine großen Schritt von einer Institution zu einer Organisation: Während eine Institution selbstverständlich für alle Menschen da ist und unhinterfragt ihre Aufgaben für die ganze Gesellschaft erfüllt, verfolgen Organisation einen bestimmten Zweck, den nicht alle teilen und sie müssen permanent überzeugen, dass sie sinnvoll sind, ihre Aufgaben gut erfüllen und um Mitglieder werben. Wenn man jetzt seinen Glauben aktiv im Rahmen der Gemeinde leben möchte, muss man sich zudem in die – spezifischen – Sozialformen der Ortsgemeinde hineinbegeben – die manchen Menschen mehr und manchen weniger liegen, wie wir mit den milieutheoretischen Untersuchungen jetzt über die Alltagserfahrung hinaus auch wissenschaftlich untersucht haben. Mit der Dominanz der Ortsgemeinde in der gegenwärtigen Form entsteht zugleich das – durchaus theologische – Problem, dass die Kirche mit ihren Sozial- und Handlungsformen faktisch Vorentscheidungen darüber trifft, mit welcher Wahrscheinlichkeit welche Menschen erreicht werden. Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, bedeutet dies, dass sie es manchen Menschen erleichtert und anderen erschwert, im Kontakt mit dem Evangelium zu leben (und manchmal durchaus auch: allererst in Kontakt zu kommen), wenn sie sich auf eine Gemeindeform konzentriert.

Über diese Frage wurde ja bereits in den 1970er Jahren intensiv nachgedacht. Aus der Erkenntnis, dass die Ortsgemeinde zumal in ihrer damaligen Ausrichtung ihrer Aufgaben, Menschen neu anzusprechen und zu gewinnen, nicht gerecht wurde, entstanden meist in Form von Diensten und Werken organisierte Formen kirchlicher Arbeit. Wichtigstes Ziel war dabei, Menschen auf ihren veränderten Wegen nachzugehen und nicht in den Formen des 19. Jahrhunderts zu verharren, damit Menschen ein neuer Zugang zum Evangelium eröffnet wird. Allerdings standen diese Formen kirchlicher Arbeit immer ein wenig unverbunden neben der weiterhin dominant bleibenden Gestalt der Ortsgemeinde. Sie wurden nur selten theologisch begründet bzw. ihre Begründungen wurden nicht so breit kommuniziert, dass sich im Bewusstsein der Gesellschaft wirklich verankert hätte, dass es ganz unterschiedliche

² Bülck, Die evangelische Gemeinde, 36.

³ Ebd.

Möglichkeit gibt, in der Kirche aktiv zu sein und seinen Glauben zu leben.

Seit den 1990 Jahren nun werden die inhaltlichen Überlegungen zu einer sinnvollen Gestalt der Kirche von finanziellen Fragen überschattet. Ein Verteilungskampf entstand, der die Versuche, der Ortsgemeinde theologisch einen Vorrang zuzuschreiben, neu aktivierte - die Ortsgemeinde sei die „eigentliche“ Form von Gemeinde oder von Kirche werden, der die anderen Formen bestenfalls zuarbeiten sollten. Um so wichtiger ist eine deutliche inhaltliche Auseinandersetzung und theologische Begründung der unterschiedlichen Formen kirchlicher Organisation, die deutlich macht, dass eine christliche Gemeinde durch da definiert wird, was in ihr geschieht und nicht durch eine bestimmte, historisch bedingte soziale und rechtliche Form.

2. Begründungen für parochiale und nichtparochiale Organisationsformen

In den gegenwärtigen Diskussionen und Verteilungskämpfen wird manchmal der eher nüchterne Blick auf die Argumente für die eine und für die andere Organisationsform vernachlässigt. Es gibt jedoch eine substanzielle praktisch-theologische Diskussion darüber, was für die eine und für die andere Organisationsform spricht. Die habe ich in meiner Arbeit einmal zusammengestellt und zwar in der Form, dass ich die inhaltlichen Argumente beider Seiten einander gegenübergestellt habe, als ob sie miteinander diskutieren würden – was sie in der Regel nicht tun.⁴ Ich spitze den – ja selten ausgetragenen – Konflikt damit erst einmal zu.

Die Argumente untergliedern sich in eine soziologische und eine theologische Ebene, wobei auffällig ist, dass die soziologischen Argumente besser ausgearbeitet sind als die theologischen und dass dort auch die wesentlichen Streitpunkte liegen. Stärker als eine theologische scheint mir die Frage von Ortsgemeinde und Diensten und Werken also eine soziologische zu sein. Ich vermute, die soziologischen Argumentationsgänge sind Ihnen weitgehend bekannt, zudem bin ich hier ja auch vor allem für die theologische Ebene gefragt, so dass ich die soziologische hier nur kurz anreißer.

Die Diskussion um die Parochie bezieht sich durchweg auf die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte. Sie folgt den gängigen soziologischen Analysen – sie lassen sich mit den Stichworten Pluralisierung, Mobilität, Individualisierung, Subjektivität und Ausdifferenzierung als gliedernde Leitworte gliedern. Beide Positionen beziehen sich auf die gleichen gesellschaftlichen Phänomene, unterscheiden sich jedoch in der Einschätzung der Reichweite der Veränderungen und in ihrer Bewertung: Während die parochial argumentierende Seite den gesellschaftlichen Entwicklungen mehrheitlich (wenn auch nicht ausschließlich) kritisch gegenübersteht, nimmt die nichtparochiale Position diese neutral wahr. Ich zeige das an zwei Beispielen:

Gesellschaftliche Pluralisierung: Die parochial argumentierende Seite betont, dass auf die gesellschaftliche Pluralisierung nicht notwendigerweise mit der gleichen Bewegung reagiert werden müsse. Die gesellschaftliche Pluralisierung wird als Diagnose eines Problems wahrgenommen, und es werden vor allem ihre negativen Folgen gesehen. Die letzten Jahrzehnte hätten gezeigt, dass die immer weitergehende Pluralisierung der Kirche mit dem

⁴ Damit wird eine Polarisierung vorgenommen, die in vielen Fällen über die explizit genannten Intentionen der Autoren hinausgeht – diese möchten häufig auch die andere Seite würdigen bzw. streben eine differenzierte Darstellung an. Die Polarisierung der hier gewählten Darstellungsform bedeutet also keinesfalls, den Autoren und Autorinnen der zitierten Literatur eine Einseitigkeit ihrer Position, also die Intention einer Monopolisierung oder Abschaffung der Parochie, zu unterstellen.

Ausbau der nichtparochialen Arbeitsformen immer hinter der Vielfalt der Lebenssituationen zurückbleibe. Stattdessen sei es sinnvoll, sich auf die einheitliche Organisationsform der Parochie zu konzentrieren und damit ein klares Angebot in der Pluralität zu eröffnen.

Auf der nichtparochial argumentierenden Seite wird gerade die Pluralität kirchlicher Strukturen favorisiert. Die vielfältigen kirchlichen Aufgaben, die sich aus der gesellschaftlichen Pluralität ergäben, könnten nicht von einer einzigen Sozialgestalt erfüllt werden. Diese Vielfalt kirchlicher Sozialformen sei in einer pluralisierten Gesellschaft gefordert, um Kirche für die unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen zu sein, während die Angebote der Parochialgemeinde faktisch nur auf bestimmte Zielgruppen ausgerichtet seien. Nur mit pluralen Strukturen sei Kirche für alle Menschen da

Gesellschaftliche Mobilität: Die Argumentation mit einer kritischen Sicht auf die Mobilität bildet einen Schwerpunkt der parochialen Position. Nicht alle Bevölkerungsgruppen seien in gleicher Weise mobil und von Mobilität geprägt. Menschen mit geringer Mobilität komme das flächendeckende Netz von Ortsgemeinde ohne jeweils spezifisches Profil daher entgegen. Aber auch für die anderen Bevölkerungsgruppen habe der Wohnort grundlegende Funktionen behalten. Die garantiere die wohnortbezogene biografische Begleitung im Lebenslauf, aber auch die Ermöglichung und Förderung primärer Kontakte. Sie fördere nachbarschaftliche Solidarität und Hilfeleistung und ergänze sie gemeindediakonisch. Die Ortsgemeinde könne aber auch selbst als Heimat erlebbar werden und Geborgenheit vermitteln und damit ein Gegengewicht gegen die gesellschaftlichen Entwicklungen sein.

Auf der anderen Seite wird vor dem Hintergrund der gestiegenen Mobilität die Parochie gerade kritisiert. Das parochiale Prinzip entstamme gesellschaftlichen Strukturen, die von einer Einheitlichkeit der Lebenswelt ausgingen und die wesentlichen Lebensbezüge am Wohnort integrierten. Mit der gewachsenen Mobilität habe der Wohnort jedoch wesentliche Funktionen verloren, und auch emotional habe die geografische Dimension einen Bedeutungsverlust erfahren. Eine einseitige kirchliche Orientierung am Wohnort ignoriere daher die gesellschaftlichen Entwicklungen und fördere die Entfernung der Kirche von der Realität vieler ihrer Mitglieder. Die Mehrheit der volkskirchlichen Mitglieder suche den sporadischen Kontakt an wichtigen Punkten ihres Lebens, aber keine dauerhaften Bezüge.

Gegenüber der soziologischen Diskussion nimmt die **ekkesiologische Ebene** weniger Raum in der Literatur ein und splittet sich stärker in einzelne Argumentationsstränge auf.

Die Entsprechung zum Evangelium: Interessanterweise findet sich in der neueren Literatur nicht mehr die explizite Begründung des Vorrangs der Ortsgemeinde vom Neuen Testament her, während dies in der Gemeindeaufbaubewegung gängig war. Die neutestamentliche Pluralität von Sozialformen wird exegetisch nicht in Frage gestellt.

Nichtparochial wird hingegen mit der Vielfalt kirchlicher Organisationsformen argumentiert, die einer Konzentration auf die parochiale Struktur entgegenstehe. Die Ortsgemeinde habe in biblischer Perspektive keinen Vorzug vor anderen Formen, denn im Neuen Testament können sich durch unabhängig vom Wohnort Christen zusammenfinden, um eine Gemeinde zu bilden. Die Hausgemeinden würden nicht durch einen abgegrenzten Ort gebildet, sondern von Gott versammelt.

Der kirchliche Zeugnisauftrag: Für die Parochie sprächen weiter ihre Chancen, die Botschaft des Evangeliums weiterzutragen. Die Ortsgemeinde habe sich als der geeignete Ort

bewährt, an dem die Kirche Jesu Christi ihrem Auftrag gerecht werden könne – interessanterweise wird nicht erläutert, warum dies so ist. Weiter sei die ortsgemeindliche Struktur in besonderer Weise dazu geeignet, die christliche Botschaft im persönlichen Leben von Menschen zu verankern, da dies in der primären Lebenswelt geschehen müsse. Hier hätte die Ortsgemeinde mit ihrer Orientierung am Wohnbereich immer noch die besten Chancen.

Auf nichtparochialer Seite wird jedoch eingewendet, dass eine rein parochial ausgerichtete Kirche – vor allem in der Großstadt – faktisch viele Menschen nicht erreiche, so dass mit ihrer missionarische Auftrag der Kirche unzulässig eingeschränkt wird. Damit das Evangelium in den vielfältigen Lebenswelten heimisch werde, müsse eine Pluralität der kirchlichen Sozialformen gewährleistet sein.

Der Gemeindebegriff: Die parochiale Argumentation folgt einem lokalen Verständnis des Gemeindebegriffs. Kirche sei in ihrem Wesen auf eine primär territorial zu verstehende 'Gemeinde' ausgerichtet.

Auf nichtparochialer Seite wird argumentiert, dass der Begriff 'Gemeinde' nicht territorial, sondern funktional zu begreifen sei. Eine christliche Gemeinde sei durch das 'definiert', was in ihr geschieht. Der Gemeindebegriff wird daher von seiner territorialen Festlegung gelöst und der Fokus auf die Versammlung und das Zusammenkommen gelegt. Als äußere Strukturbedingungen bedürfe es dazu nur der Kriterien der Erreichbarkeit der Versammlungen und der Verständigungsmöglichkeiten unter den Teilnehmenden. Dies aber spreche heute erst Recht gegen eine Konzentration auf die Ortsgemeinde, denn die Erreichbarkeit sei unter den Bedingungen gegenwärtiger Mobilität nicht mehr auf den Wohnort beschränkt und die Chancen zur Verständigung hingen "von der Lebenssituation sowie sprachlichen und kulturellen Voraussetzungen"⁵ ab.

Anliegen und Annahmen hinter den Positionen

Betrachtet man die Argumentationen genauer, werden aus den komplexen und differenzierten Argumentationssträngen auf beiden Seiten grundsätzliche Anliegen und Annahmen erkennbar.

Die Haltung zu den gesellschaftlichen Entwicklungen der Gegenwart

Die parochiale Seite ist in dieser Frage nicht einlinig, der Tendenz nach aber im Vergleich zu der nichtparochialen Position ablehnender. Erkennbar ist eine Sorge von einer zu starken Anpassung der kirchlichen Strukturen an die – weitgehend als problematisch verstandene – Gesellschaft. Zumindest zum Teil versteht sie die gesellschaftlichen Entwicklungen als fragwürdig und belastend für die Individuen. Sie sieht es daher als kirchliche Aufgabe, diesen entgegenzutreten und sie zu kompensieren. Mit den parochialen Strukturen wird Menschen eine 'Gegenwelt' angeboten, in der sie sich von den Strukturen der Gesellschaft erholen und anders leben können, als dies in ihrem sonstigen Leben gefordert ist.

Die nichtparochialen Argumentationen nehmen hingegen die gesellschaftlichen Entwicklungen stärker entweder als gegeben hin und versuchen, Kirche in ihnen zu orientieren. Dahinter wird das Anliegen deutlich, kirchlicherseits den Anschluss an die gesellschaftlichen Strukturen mit ihren Veränderungen zu halten und diesen mit den kirchlichen Organisationsformen gerecht zu werden. Es besteht die Sorge, Kirche könnte sich ins gesellschaftliche Abseits begeben und an

⁵ Reuter, Theologische Aspekte, 84..

Relevanz verlieren. Zum anderen zeigt sich das Bemühen, Menschen und ihren Bedürfnissen in der Gegenwart gerecht zu werden und sie in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen zu erreichen. Kirchliche Arbeit zielt insofern auf eine Begleitung und Förderung von Menschen *in* der gegenwärtigen Gesellschaft.

Das Menschenbild

Auf parochialer Seite wird der Mensch – wiederum nicht einlinig, aber in der Tendenz - stärker als Objekt kirchlichen Handelns wahrgenommen und thematisiert. Kirchlicherseits soll auf angenommene Bedürfnisse reagiert werden. In erster Linie sind die 'Modernisierungsverlierer' im Blick, die unter den gesellschaftlichen Entwicklungen leiden und kompensatorisch anderes bekommen sollen. Die parochialen Stimmen haben eher die klassische kirchliche Klientel im Blick und sind nur bedingt bemüht, den Kreis der kirchlich Interessierten zu erweitern.

Die nichtparochiale Argumentation sieht den Menschen in erster Linie als Subjekt, das seine sozialen und religiösen Bezüge selbstbewusst wählt. Durchgängig werden Menschen als unterschiedliche und vielfältige wahrgenommen; die Wahrnehmung und Akzeptanz ihrer Unterschiedlichkeit wird als Voraussetzung kirchlicher Arbeit betont. Die Seite möchte über die klassische kirchliche Klientel hinauszukommen und Kirche in ihrer Bedeutung für die unterschiedlichen Gruppen und Individuen akzentuieren. Menschen sollen gestärkt werden, mit den gesellschaftlichen Entwicklungen konstruktiv umzugehen und diese positiv zu gestalten.

Das Kirchenbild

Durch die parochiale Argumentation hindurch ist stärker eine Wertschätzung des Ortes und der Verankerung von Kirche in den traditionellen Bezügen zu spüren. Die Kirche wird insgesamt weniger als Teil der Gesellschaft und eher als Gegenwelt zu den gesellschaftlichen Entwicklungen und Chance zur Kompensation gesellschaftlich bedingter Defizite verstanden.

Die nichtparochiale Seite lässt stärker das Anliegen einer differenzierten Organisationsstruktur von Kirche und ihrer Präsenz in der Gesellschaft erkennen, das weniger lokal als funktional bestimmt ist. Sie zeigt ein erhöhtes Interesse an Veränderungen der kirchlichen Struktur parallel zu den gesellschaftlichen Veränderungen und mehr Offenheit für Wandlungsprozesse ohne genau umrissenes Ziel.

Diese Haltungen zu den gesellschaftlichen Entwicklungen werden übrigens nicht noch einmal theologisch reflektiert. Ich halte dies jedoch für grundlegende theologische Fragen, denen sich Theologie und Kirche in den nächsten Jahren stellen müssen, wenn sie die Chance zu einer theologisch reflektierten Gestaltung der Kirche nicht versäumen wollen. Eine wichtige Spur sind dabei meiner Meinung nach die ekklesiologischen Überlegungen, die ich vorhin vorgetragen habe. Diese ließen sich durchaus zu der Linie ausziehen, was theologisch zu den gesellschaftlichen Entwicklungen und der kirchlichen Haltungen ihnen gegenüber zu sagen ist, ebenso wie zu dem Menschen- und dem Kirchenbild. Dass die Argumente der nichtparochialen Seite hier stark sind, dürfte deutlich geworden sein.

Meine eigene Argumentation geht von den Überlegungen zur Aufgabe der Kirche aus, die ich Ihnen eingangs vorgetragen habe. Verstehe ich die Kommunikation des Evangeliums als

grundlegende Aufgabe der Kirche, dann müssen sich alle Organisations- und Sozialformen daran messen lassen, inwiefern sie dies strukturell fördern. Die Kirche ist insofern Dienstleisterin – sie leitet Dienst am Evangelium. Bei aller Unverfügbarkeit der Wirkung ist die Kirche genötigt, in jedem ihrer Handlungsfelder zu fragen, wie das Evangelium seine Wirkung in diesem entfalten kann. Da Menschen in der Gegenwart sehr unterschiedlich sind und auf unterschiedlichen Wegen vom Evangelium erreicht werden, komme ich von dieser Überlegung aus zu einem Plädoyer für sehr vielfältige und unterschiedliche Handlungsfelder der Kirche. Dabei spielen Wort und Sakrament eine wichtige Rolle, die Kommunikation des Evangeliums erschöpft sich aber nicht in diesen, sondern findet vielfältige Wege, Menschen zu erreichen. Meinen Vorschlag der Kirchlichen Orte erläutere ich gleich näher, zunächst soll jetzt aber Zeit für Rückfragen und Diskussion sein.

3. Theologische Überlegungen zu kirchlichen Organisationsformen

Voraussetzungen allen Nachdenkens über die Formen, in denen sich die Kirche organisiert, ist die Erkenntnis, dass die Organisationsformen nicht göttlich gegeben sind, sondern menschliche Gestaltungsaufgabe. Zwischen dem göttlichen Grund der Kirche und ihren organisatorischen Ausprägungen ist also sauber zu unterscheiden.⁶ Für die lutherischen Kirchen wird diese Freiheit und Verpflichtung zur Gestaltung in der Confessio Augustana grundgelegt. In CA VII heißt es: „Die Kirche ist aber die Versammlung aller Gläubigen, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden“ (CA VII). Die CA unterscheidet also zwischen dem Unverzichtbaren – dem, was Kirche ausmacht und was nicht menschlicher Entscheidung unterliegt – und dem, was Menschen gestalten können und müssen, und dazu gehört die Gestalt der Kirche. Das aber heißt, dass nach evangelischem Verständnis die Strukturen, in denen die Kirche sich organisiert, nie sakrosankt sein können, sondern immer nur den Aufgaben der Kirche mehr oder weniger angemessen und mehr oder weniger sinnvoll.

Auf der anderen Seite bedeutet dies jedoch nicht, dass die kirchlichen Organisationsformen theologisch betrachtet beliebig sind – das „mehr oder weniger angemessen“ ist sehr ernst zu nehmen. Auch für diese theologische Prüfung bietet die CA eine Grundlage. Außer Frage stehen nach ihr die Predigt des Evangeliums und das Reichen der Sakramente, wie es in der Terminologie des 16. Jahrhunderts heißt. Die inhaltlichen Qualifizierungen „rein“ und „laut dem Evangelium“ machen dabei deutlich, was in reformatorischer Perspektive eigentlich selbstverständlich ist: Es geht nicht um einen formalen Akt (so dass Predigt und Sakrament irgendwie stattfinden), sondern um eine inhaltliche qualifizierte „Kommunikation des Evangeliums“. Diesen Ausdruck von Ernst Lange finde ich nach wie vor sehr hilfreich, um den grundlegenden Auftrag der Kirche zu benennen. Denn das „reine“ Evangelium und die Sakramente „laut dem Evangelium“ zielen ja darauf, Menschen zu erreichen, zu verändern und etwas in ihnen zu bewirken. Martin Luther hat es einmal so ausgedrückt: „Denn ob Christus tausentmal für uns gegeben und gecreuzigt würde, were es alles umb sonst, wenn nicht das wort Gottes keme, und tehlets aus und schencket mirs und spreche, das soll deye sehn, nym hyn und habe dyrs.“⁷ Dies drückt der Kommunikationsbegriff gut aus, der ja immer

⁶ Vgl. hierzu ausführlich Uta Pohl-Patalong: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 19ff.

⁷ WA 18; 202,37-203,2.

auf eine Wirkung der Kommunikationsbemühungen zielt.

Unverzichtbar für alle Formen von Kirche ist also, dass sie das Evangelium kommunizieren. Dies geschieht zum einen ganz buchstäblich in Wort und Sakrament, also im gottesdienstlichen Handeln, erschöpft sich aber selbstverständlich nicht darin. Wie für Luther der „Gottesdienst im Alltag der Welt“ genauso bedeutsam war wie der Gottesdienst in der Kirche, wissen wir heute relativ genau nicht nur aus der Alltagserfahrung, sondern auch aus den diversen kirchensoziologischen Untersuchungen, dass das Evangelium auf vielfältigen Wegen kommuniziert wird und Menschen auf unterschiedliche Weise erreicht. Das kann im Gottesdienst sein, ebenso aber bei einer Bildungsveranstaltung, im Gespräch am Krankenbett, auf einer Jugendfreizeit, im Rahmen diakonischer Arbeit, bei einem spirituellen Seminarangebot, beim Engagement der Kirche im Stadtteil etc.

Kirchliches Handeln umfasst aber nicht nur die direkte Kommunikation des Evangeliums, sondern auch die Arbeit an den Rahmenbedingungen für die Kommunikation des Evangeliums. Dies gilt für Leitungs- und Verwaltungstätigkeiten, aber auch für einen Teil der Dienste und Werke: Nicht alle arbeiten mit Menschen an der Basis bzw. den „Endverbraucherinnen“ und „Endverbrauchern“, manche arbeiten auch an den Bedingungen der Kommunikation des Evangeliums wie beispielsweise das Gottesdienst-Institut, das Amt für Gemeindedienst oder die Personalentwicklung, während beispielsweise das Frauenwerk oder die Akademie das Evangelium direkt kommunizieren. Es könnte zur Klarheit und zum Transparenz des ekklesiologischen Status' der Dienste und Werke beitragen, wenn man dies künftig unterscheiden würde. In den Regionalzentren sind beide Arten von Diensten und Werken zusammengefasst, was möglicherweise aus Sicht der Ortsgemeinden dazu beitragen kann, von allen Diensten und Werken Unterstützung für ihre Arbeit zu erwarten – die sie nur von dem einen Teil berechtigt erwarten dürfen. Dabei gibt es auch Dienste und Werke, die auf beiden Ebenen arbeiten: So macht die überregionale Jugendarbeit direkte Angebote wie eine Jugendkirche, bietet aber auch Jugendleiterinnenschulungen an. Selbstverständlich ist dabei nicht ausgeschlossen, dass auch bei der Fortbildung, die auf die Arbeit an den Rahmenbedingungen für die Kommunikation des Evangeliums zielt, sich eine direkte Kommunikation des Evangeliums ereignet: auf der Jugendleitungsschulung, bei der Fortbildung des Gottesdienst-Instituts oder während einer Beratung..., aber diese Arbeit hat eine andere Intention und muss daher auch nach anderen Maßstäben gemessen werden.

Kriterium für jede kirchliche Organisationsform ist also, ob sie geeignet dazu ist, dass das Evangelium kommuniziert wird und Menschen erreicht oder geeignet dafür ist, die Rahmenbedingungen für die Kommunikation des Evangeliums zu verbessern. Ich formuliere dies so vorsichtig, weil dieser Vorgang theologisch immer dem Vorbehalt der Unverfügbarkeit des Evangeliums steht. Was schon für zwischenmenschliche Kommunikationsbemühungen gilt, dass nämlich die Intention eines Kommunikationsvorgangs nicht identisch damit ist, was beim gegenüber erreicht und ausgelöst wird, gilt in geistlichen Belangen erst recht: Glaube wird durch den Geist gewirkt, nicht durch noch so gelungenes kirchliches Handeln. Wir bewegen uns damit in einer nicht immer einfach zu bestimmenden Balance: Auf der einen Seite kann die Kirche die Kommunikation des Evangeliums nicht „bewirken“ „machen“, auf der anderen Seite ist es jedoch ihr Auftrag, möglichst günstige Bedingungen dafür zu schaffen, dass Menschen vom Evangelium erreicht werden und es für sie, ihr Leben und ihren Glauben fruchtbar werden kann.

Damit ist die Aufgabe umrissen, vor der die Kirche zu allen Zeiten stand und steht – nicht nur in akuten Krisensituationen, sondern als Aufforderung zum permanenten Nachdenken darüber, auf welchen Wegen in einem bestimmten Kontext und einer bestimmten Zeit möglichst viele Menschen mit dem Evangelium in Kontakt kommen und mit ihm leben können. Dies ist eine theologische Aufgabe, schließt aber ebenso soziologische Erkenntnisse ein. Denn da sich der Auftrag, das Evangelium zu kommunizieren, an „die Welt“ bzw. „alle Welt“ richtet, muss auch soziologisch reflektiert werden, ob die jeweiligen Organisationsformen in der jeweiligen Gesellschaft die Chance beinhalten, möglichst viele Menschen zu erreichen.

In jedem Fall gilt dieses theologische Kriterium in gleicher Weise für alle Organisationsformen der Kirche, also ebenso für die Ortsgemeinde wie für die Dienste und Werke. Eine Arbeit am kirchlichen Bewusstsein scheint angebracht, dass jedwede Sozialform nicht selbstverständlich und schon gar nicht Selbstzweck ist, sondern Dienst-Leisterin im besten Sinne des Wortes – sie dient dem Evangelium.

II. Teil: Das Modell der Kirchlichen Orte

Ich habe nach einem Modell gesucht, dass die Stärken der Ortsgemeinde mit denen anderer kirchlicher Formen verbindet und einen „dritten Weg“ sucht. Es sollte zudem die Anforderung erfüllen, sowohl auf die inhaltliche als auch auf die finanzielle Krise zu reagieren. Herausgekommen bei der Suche ist das Modell der „kirchlichen“ Orte.⁸ In manchem ist es den anderen aktuellen Reformtendenzen verwandt, das Modell setzt jedoch grundlegender an und geht vor allem von einer Vision aus. Ich denke, wenn wir einmal 10 oder 20 solcher Visionen auf dem Tisch hätten, würde die Reformdebatte anders aussehen und mit mehr Lust und Leidenschaft für die Kirche geführt werden.

Das Modell nennt sich nach den „kirchlichen Orten“, weil es schlicht von den Orten ausgeht, wo kirchliche Arbeit stattfindet. Gemeint sind damit ebenso bisherige Ortsgemeinden - in der Regel mit Kirchengebäude und Gemeindehaus - wie Tagungshäuser, kirchlich genutzte Räume in Krankenhäusern, Schulen und Gefängnissen und jegliche Gebäude, in denen bisher kirchliche Arbeit geleistet wird.

Diese kirchlichen Orte und die Arbeit, die bisher dort geleistet wurde, bilden Ressourcen, die wertgeschätzt und an die für Zukunftsüberlegungen angeknüpft werden soll. Überhaupt habe ich den Eindruck, dass es der Kirche und den Strukturüberlegungen sehr dienen würde, wenn wir gemeinsam an einer Kultur der Wertschätzung arbeiten würden. Dies bedeutet jedoch nicht, dass jeder kirchliche Ort und die Arbeit, die dort geleistet wird, sakrosankt ist. Dies beschränkt nicht nur die Arbeitsmöglichkeiten erheblich, sondern fördert auch eine pessimistische Grundstimmung, die dem kirchlichen Klima nicht zuträglich ist. Eine wichtige Voraussetzung für eine zukunftsweisende kirchliche Arbeit sind gerade ausreichende personelle und materielle Möglichkeiten, um die jeweiligen Aufgaben kompetent und zufrieden stellend leisten zu können! Langfristig dürfte sich ein Aufgeben des einen oder anderen kirchlichen Ortes wesentlich weniger schädlich auswirken als ein gesamtkirchliches Klima, das von permanenter Reduktion und verbreitetem Pessimismus geprägt ist. Die Wertschätzung der Orte zeigt jedoch an, dass dies nicht leichtfertig geschehen darf, sondern

⁸ Vgl. Uta Pohl-Patalong: Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen (2004) ²2005.

eine schwerwiegende Entscheidung ist, bei der sehr deutlich werden muss, was dabei gewonnen wird – für die Gesamtkirche und für die Menschen vor Ort.

Ich unterscheide dann in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche.

Einen „vereinskirchlichen“ Bereich gibt es an jedem kirchlichen Ort. Kirche ist damit nach wie vor am Wohnort präsent. Mit diesem Bereich bekommt der von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägte Aspekt auf diese Weise einen eigenständigen Stellenwert in der Kirche. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich Teile der bisherigen kirchlichen Angebote wie beispielsweise Seniorinnenkreise, Single-Gruppen, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen, die sich zum „Ensemble der Opfer“ rechnen lassen. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die im Nahbereich Gemeinschaft suchen, ohne die Anstrengung persönlicher Aktivität und Wahl auf sich zu nehmen. Damit werden vor allem die Bevölkerungsgruppen angesprochen, für die das territoriale Prinzip und die Wohnortnähe besonders wichtig sind, da sie weniger mobil sind als andere.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln, welche Kreise und Gruppen es in welcher Form dort gibt, muss dabei nicht überall gleich sein – auf keinen Fall ist damit gemeint, möglichst viel Unterschiedliches anzubieten. Ich denke eher, dass es von den konkreten Verhältnissen vor Ort abhängen kann. In Gegenden mit einem hohen Anteil älterer Menschen wird sich ein anderer Schwerpunkt der Gruppen ergeben als in einem Gebiet mit vielen jungen Familien. In Stadtteilen mit großen sozialen Problemen wird das vereinskirchliche Leben anders aussehen als in sozial besser gestellten Gegenden.

Der vereinskirchliche Bereich von Ehrenamtlichen wird in meiner Vision von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernst genommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Dabei ist es unabdingbar, dass Ehrenamtliche sich für die verschiedenen Aufgaben auch qualifizieren. Diese Überlegungen berühren die Frage nach dem Ehrenamt und der Rolle der Ehrenamtlichen in der Kirche, die im Moment in der Kirche breit diskutiert wird. Soziologische Studien zeigen, dass das ehrenamtliche Engagement noch nie so groß war wie heute! Gleichzeitig geht die Zahl der „klassischen“ kirchlichen Ehrenamtlichen, die den Pfarrer unterstützen, den Kirchenkaffee kochen und den Gemeindebrief austragen, deutlich zurück. „Wo sollen wir denn die Ehrenamtlichen hernehmen?“, werde ich an dieser Stelle gelegentlich gefragt. Ich frage eher umgekehrt: Wie ist es sonst möglich, eine lebendige und ausstrahlungskräftige Kirche zu leben, die Menschen anzieht, wenn sie nicht gemeinsam von vielen gestaltet wird? Ich glaube, dass die christliche Botschaft und auch die kirchliche Organisation für wesentlich mehr Menschen attraktiv sein kann als sich heute kerngemeindlich engagieren. Es ist unsere Aufgabe, dies gesellschaftlich deutlich zu machen und zu zeigen, was es positiv bedeuten kann, im Kontakt mit der christlichen Botschaft zu leben.

Gleichzeitig müssen diese Visionen natürlich mit den gegenwärtigen Verhältnissen vermittelt

werden. Dass Ehrenamtliche die Organisation und die Durchführung der Aktivitäten im vereinskirchlichen Bereich übernehmen, bedeutet natürlich für viele Gruppen und für viele bisher in Gemeinden Engagierte, sich erheblich umzustellen. Gewohnheiten mancher Gruppen – wie sich auf die „Versorgung“ durch den Pfarrer oder auch nur die guten Ideen der Pfarrerin zu verlassen – müssten sich verändern. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was die Alternativen sind und was damit gewonnen werden kann, Kirche von vielen aktiv zu gestalten. Wichtig ist dabei aber auch, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen – besonders natürlich in der Übergangszeit, aber auch auf Dauer. Dies ist wiederum eine Aufgabe für die Hauptamtlichen. Ihre Aufgaben sind dann konkret zum Beispiel Hilfe zu leisten beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises, aber auch, die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe zu vermitteln – egal, ob sie selbst Fortbildung durchführen oder sie vermitteln. Sie sollen die engagierten Ehrenamtlichen auch auf Dauer begleiten und fördern, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch und zur Weiterbildung von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner sollten sie als Seelsorgerinnen und Seelsorger zur Verfügung stehen. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Ganz wichtig für diese Aufgabe wer dann, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. Dies müsste übrigens nicht unbedingt eine Aufgabe für das Pfarramt, sondern könnte auch eine Aufgabe für Sozialdiakonische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sein, womit auch die Abgrenzung und Aufgabenbeschreibung der Berufsgruppen einfacher wäre.

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich vor, dass es an jedem kirchlichen Ort einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich orientiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Er hat einen größeren Horizont als der vereinskirchliche. Das bedeutet auch, dass nicht an jedem kirchlichen Ort Ähnliches angeboten wird. In dieser Hinsicht bedeutet es eine Abkehr vom flächendeckenden Prinzip, allerdings nicht von der Präsenz, sondern von den ausdifferenzierten Angeboten her, die bisher nicht nur, aber vor allem im Bereich der gesamtkirchlichen Dienste lagen.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher spezialisiert wahrgenommen wurden. Diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben meine ich z.B. Aber gemeint sind auch Bereiche, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten werden, die aber unter einer Überlastung der hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln und teilweise auch unter einer kleinen Gemeindegliederzahl leiden wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit oder Seniorinnen- und Seniorenarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog.

Der wesentliche Unterschied zum vereinskirchlichen Bereich liegt dabei in dem Zustandekommen der Bereiche: Die inhaltlichen Arbeitsbereiche werden als Angebote seitens der Institution vorgenommen, weil sie der Überzeugung ist, dass es zu ihren Aufgaben gehört,

diese Themen wahrzunehmen. Diese Überzeugung wird sie selbstverständlich nicht unabhängig von den Bedürfnissen von Menschen pflegen, aber sie beruhen auf der Einsicht, dass es zur Aufgabe der Kirche gehört, Diakonie zu treiben, ökumenische Beziehungen zu pflegen, Kinder- und Jugendarbeit zu leisten, die gesellschaftliche Stimme zu erheben etc. Der vereinskirchliche Bereich hingegen kommt dann und insofern zustande, wenn Menschen ihn gestalten. Die Kirche bietet einen Raum dafür, Unterstützung und professionelle Hilfeleistung, manchmal auch Motivation, aber sie bietet nicht an, sondern organisiert und moderiert Bedürfnisse.

Um auf der anderen Seite nicht in die Gefahr zu kommen, dass sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind, ist es sinnvoll, an einem Ort nicht nur einen Arbeitsbereich anzubieten. Anders als für den vereinskirchlichen Bereich liegt die Verantwortlichkeit für die spezialisierten Arbeitsbereiche nicht ausschließlich in ehrenamtlicher Hand, sondern sie werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen gestaltet.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen, um einen kirchlichen Ort zu erreichen. Nun sind zwar nicht alle Bevölkerungsgruppen hochmobil, aber diese haben in der Regel auch eher die Interessen, die zum vereinskirchlichen Bereich gehören, also an jedem kirchlichen Ort stattfinden können – Eltern-Kind-Gruppen oder Seniorinnenkreisen zum Beispiel. Für gezielte Angebote wie z.B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende mussten viele auch bisher weitere Wege in Kauf nehmen – und häufig waren die Veranstaltungen als zufälliges Angebot einer Ortsgemeinde nicht leicht zu finden.

Aufgegeben wird dabei der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern als auch von Ortsgemeinden. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, kompetente und konzentrierte Arbeit zu leisten, statt sich in einer Fülle von Arbeitsbereichen zu verzetteln. Mein Eindruck ist, dass die Kirche für bestimmte Lebensfragen und Themen große Kompetenzen hat und dass diese gesellschaftlich anders wahrgenommen würden, wenn sie an manchen Stellen ausgewiesen und kompetent angeboten würden, statt in der Fülle zu verschwinden.

Was sich dann an welchem Ort konkret an Schwerpunkten herausbildet, dürfte und sollte sogar ein längerer Prozess sein. Erst einmal sollte vor Ort geguckt werden, welche Ressourcen da sind, welche Bedürfnisse der Region und durchaus auch, welche Charismen. Eine Aufnahme und Weiterführung bisheriger Schwerpunkte ist sicherlich oft sinnvoll. Zum Teil ergeben sich diese bereits organisch aus dem jeweiligen kirchlichen Ort wie z.B. innerhalb von Institutionen wie Krankenhäusern, Schulen oder Gefängnissen oder legen sich – z.B. bei einem Tagungshaus – durch das jeweilige Gebäude nahe. In diesen Bereichen dürfte sich durch das Modell kirchlicher Orte vermutlich am wenigsten verändern, der vereinskirchliche Bereich käme jedoch bei Bedarf hinzu. Häufig haben sich aber auch in bisherigen Ortsgemeinden Schwerpunkte der Arbeit organisch aus dem Standort entwickelt, beispielsweise soziale Arbeit in bestimmten Stadtteilen oder Arbeit mit jungen Familien in Neubausiedlungen. An anderen kirchlichen Orten haben sich Menschen zusammengefunden, die sich einem Gebiet verstärkt widmen wie beispielsweise gesellschaftspolitischer Arbeit. Manchmal ergeben sich auch bestimmte Schwerpunkte aus den örtlichen Ressourcen,

beispielsweise der Schwerpunkt Kirchenmusik. Solche gewachsenen Arbeitsschwerpunkte können die Grundlage für eine differenzierte und spezialisierte Organisationsstruktur bilden. Die an einem kirchlichen Ort bereits Engagierten sollten maßgeblich beteiligt werden, möglicherweise in einem ähnlichen Vorgehen, wie dies im Moment in Ortsgemeinden im Rahmen von Profilentwicklungsprozessen geschieht. Gleichzeitig müssten natürlich Absprachen in einer Region bzw. in einer Stadt erfolgen, wer was in welchem Bereich macht und dabei auch gesamtkirchliche Entscheidungen getroffen werden. Es braucht eine koordinierende Größe, die sicherstellt, dass in einer bestimmten Region alle wesentlichen kirchlichen Aufgabengebiete geleistet werden und ihre Erreichbarkeit gewährleistet ist. Wie viele Schwerpunkte mit Jugendarbeit soll es in einer Region geben, wie viele mit Diakonie, mit Kirchenmusik etc? Die Fragen können nur im gemeinsamen Prozess geklärt werden. Mir ist durchaus bewusst, dass dies eine veränderte kirchliche Kultur in der Leitung und der Mitbestimmung bedeutet, die einerseits eine breite Beteiligung sicherstellt, andererseits diese Beteiligung nicht Entscheidungshinderung bedeutet, sondern auf klaren Wegen und in klaren Zeiträumen Entscheidungen befördert. Ich glaube allerdings, eine solche Kultur brauchen wir sowieso, egal welche Organisationsformen wir favorisieren.

Wichtig ist mir dabei, dass an jedem kirchlichen Ort ein gottesdienstliches Leben stattfindet. Ein wesentlicher Unterschied zwischen bisherigen Ortsgemeinden und bisherigen anderen kirchlichen Arbeitsbereichen ist damit aufgehoben. Allerdings muss vielleicht der agendarische Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform bilden. Die Vielfalt von Arbeitsbereichen bietet die Chance, dass sich eine Vielfalt gottesdienstlicher Formen mit unterschiedlichem Charakter und zu unterschiedlichen Zeiten entwickelt. Dabei müsste jeweils geguckt werden, wie der Gottesdienst dennoch zu einem integrierenden Ort für alle werden kann, die sich an diesem kirchlichen Ort engagieren. Hierfür könnte aber gerade die Tatsache eine Chance bieten, die gottesdienstliche Feier organisch in das sonstige Handeln einzubinden.

Gesondert ist die Frage der Amtshandlungen zu betrachten. Grundsätzlich sind nach diesem Modell Kasualien an jedem kirchlichen Ort möglich. Für die Menschen, die entweder die wohnortnahe Anbindung ihrer lebenszyklischen Teilnahme suchen oder den biografischen Ritus im Kontext ihres vereinskirchlichen Lebens feiern wollen, sollten die Pfarrerinnen und Pfarrer – unabhängig von deren Arbeitsschwerpunkt - an einem kirchlichen Ort nahe ihres Wohnortes sie mit ihrem Anliegen nach einer Taufe, einer Trauung oder einer Bestattung willkommen heißen. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, haben einige Kirchen Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne. Diese präsentieren sich auch in der Öffentlichkeit als Kasualkirchen und können auf diese Weise mögliche Schwellenängste abbauen helfen. An diesen Orten lagern sich Angebote um die Kasualien herum an wie bzw. Seminare für angehende Taufpatinnen und Taufpaten oder Hochzeitspaare oder auch Trauerarbeit. Andere Menschen in ähnlichen Lebenslagen können dort getroffen werden. Daraus kann sich wiederum ein – dann unter Hilfestellung von Hauptberuflichen selbst organisiertes - vereinsmäßig organisiertes Leben entwickeln, in dem Kasualien z.B. in Eltern-Kind-Gruppen oder Gesprächskreisen junger Erwachsener ihre Fortsetzung finden.

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die *Öffentlichkeitsarbeit* - sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit! Für jede Stadt oder jede

Region müsste eine zentrale kirchliche Informationsstelle eingerichtet werden, die ebenso professionell wie freundlich Auskunft gibt, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Hier sollte persönliche Beratung geleistet werden für diverse Fragen: Fragen nach Gottesdiensten mit einem bestimmten Charakter, Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, Fragen nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, Fragen nach Kasualien und vielem mehr. Die Kirche würde damit signalisieren: ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr das in der Kirche findet, was ihr sucht!

Ich glaube, dass ein Vorteil des Modells darin liegt, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet. Das Modell kann sich Veränderungen flexibel anpassen. Einige Übergangslösungen bis zu einer deutlicheren Klärung der Situation wurden bereits. Wenn sich die Erkenntnis, „was Kirche wesentlich ausmacht“, verändert, kann sich das Modell kirchlicher Orte leicht verändern – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anderes gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Schritte zu diesem Modell würden vermutlich einen kirchlichen und praktisch-theologischen Diskurs genau zu dieser Frage – was Kirche wesentlich ausmacht - fördern – und die erscheint mir eine wesentliche Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte. Nicht zuletzt gilt die Flexibilität auch finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss.

Nicht nur finanziell, sondern vor allem inhaltlich wichtig ist die Chance dieser Überlegungen, dass das Evangelium auf vielfältigen Wegen kommuniziert wird und Menschen in Kontakt mit dem Evangelium kommen, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben. Dem Auftrag der Kirche, der sich an alle Welt richtet, könnte damit auf neue Weise nachgekommen werden.